

FRITJOF GUNTRAM

DIE GEFÄHRLICHE ERBSCHAFT



 SAGA
EGMONT

KRIMINALROMAN

Hausherrn,

Sir Robert Shrewsburn saß am Schreibtisch und arbeitete. Bei Peters Eintritt erhob er sich und kam ihm entgegen. Peter war sofort tief beeindruckt. Man sah Sir Robert seine Krankheit nicht an. Sein Gesicht, obwohl von weißen Haaren umrahmt, zeigte jugendliche Spannkraft, die Haut war straff und glatt. Ueber der gerade vorspringenden Nase wölbte sich eine hohe Stirn. Das vorspringende Kinn ließ auf starke Willenskraft schließen, während in den tiefliegenden dunklen Augen ein immerwährendes Feuer zu schwelen schien. Es fiel Peter auf, wie elastisch sein Gang war. Wenn Peter sich einen zittrigen Greis vorgestellt hatte, so sah er sich auf das angenehmste enttäuscht. Sir Robert war ein Mensch, dessen ganzes Wesen zu sagen schien: Solange ich noch atme, bin ich absoluter Herrscher und sonst niemand.

Peter hatte sich eine sorgfältige Einleitung zurechtgelegt, jedoch das impulsive Wesen des alten Herrn vereitelte alle seine Vorsätze.

„Mr. Dixon“, dröhnte er mit gewaltiger Stimme, „Sie sind mir bekannt, wenn ich auch nicht weiß, woher. Sind Sie irgendwie im Bankgeschäft tätig?“

„Ja, in Mertons Bank.“

„Ah, richtig“, rief Sir Robert erfreut aus. Er streckte ihm die Hand entgegen. „Sie sind ein junger Kollege sozusagen. Waren Sie im vergangenen Jahr auf dem Bankkongreß?“

„Nein, Sir, leider.“

„Macht nichts, macht nichts, in spätestens dreißig Jahren haben Sie Ihr eigenes Bankhaus.“ Er lachte wieder dröhnend. Man hatte nicht gerade den Eindruck, daß ihm der Tod seines Neffen besonders naheging. Peter hatte gerade diesen Gedanken, als im Wesen des alten Mannes eine seltsame Veränderung vor sich ging. Sein Gesicht, das eben noch den Ausdruck väterlichen Wohlwollens gezeigt hatte, verfinsterte sich zusehends, und tiefe Falten erschienen auf seiner Stirn. Mit rauher Stimme sagte er:

„Nun aber zu dem Zweck Ihres Kommens. Ich pflege zur Zeit keine Besuche zu empfangen. Wenn ich mich trotzdem mit Ihnen unterhalte, so deswegen, weil Sie der letzte waren, der mit John zu tun hatte. Was sagte John zu Ihnen?“

Peter hatte diesen plötzlichen Stimmungswechsel nicht erwartet. Einigermaßen überrascht antwortete er:

„John sprach mit mir über sein Verhältnis zu Ihnen. Er schien bedrückt über die Unstimmigkeiten, die vor kurzem, wie er sagte, zwischen Ihnen und ihm aufgetreten wären. Er äußerte — und das ist einer der Hauptgründe meines Besuches hier — den Wunsch, sich mit Ihnen auszusöhnen.“

„Auszusöhnen?“ fragte Sir Robert sarkastisch zurück. Um seinen Mund zuckte es mehrmals, er beherrschte sich jedoch und gab Peter durch ein Handzeichen zu verstehen, er möge weitersprechen.

„Außerdem ließ mir John durch den Barkeeper im Hunter's Club einen Brief für Sie geben, den ich an Sie weiterleiten sollte.“

Peter entnahm den Brief seiner Brieftasche und reichte ihn Sir Robert. Der Bankier ergriff das Schreiben und musterte die steilen Schriftzüge auf dem Umschlag: „Sir Robert Shrewsburn, persönlich.“ Ironie lag in seinen Zügen.

„Ein Ausdruck der Liebe meines Neffen“, sagte er, „der kleine John erinnert sich plötzlich an seinen Onkel und kommt mit achtundzwanzig Jahren auf die Idee, daß er eigentlich seinen Onkel furchtbar liebhat. Er schreibt einen Brief: ‚Mein lieber Onkel Robert, laß uns doch das kleine Mißverständnis zwischen uns vergessen und uns wieder liebhaben, Dein Neffe John‘, und ich bin gerührt und nehme ihn wieder in meine Arme auf.“ Noch immer hielt er das ungeöffnete Schreiben zwischen den Fingern. Peter machte eine Bewegung. Rasch setzte der Bankier hinzu:

„Ihre Mühe ist anzuerkennen, Mr. Dixon, und ich danke Ihnen auch. Aber trotzdem werde ich diesen Brief nicht lesen.“

Er trat an den großen Mahagonischreibtisch und nahm einen Miniaturglobus aus Kupfer von der Platte. Peter sah, daß es sich um ein Feuerzeug handelte. Dort, wo bei einem richtigen Globus der Nordpol ist, kam hier die Flamme heraus.

Mit einer ruhigen Bewegung entzündete Sir Robert den noch ungeöffneten Brief und warf ihn dann in den Kamin. Peter sah fassungslos zu.

Sir Robert Shrewsburn stellte das Feuerzeug wieder auf seinen Platz und wandte sich Peter zu.

„Sie wundern sich jetzt, Mr. Dixon“, sagte er, und mit einem Male sah sein Gesicht grau und verfallen aus. „Sie wundern sich, wie es Ihr gutes Recht ist. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Mein Neffe John hat mich gehaßt, seitdem er denken konnte, und er haßte mich nie mehr als zu der Zeit, da er diesen heuchlerischen Brief schrieb. Das hinderte ihn aber nicht daran, mich auszunehmen, wo immer es ihm gelang. Wissen Sie, wovon er die vergangenen fünf Jahre gelebt hat, seit sein Vater starb? Von meinem Geld. John hat nie gearbeitet. Er verlangte immer neue Zuwendungen von mir, und ich gab sie ihm leider. Heute weiß ich, daß es ein Fehler war. Damals dachte ich, wenn ich ihn nicht unterstützte, dann verursacht er irgendeinen Skandal, und der gute Name der Shrewsburns ist ruiniert. Aber sogar das reichte ihm nicht. Er wollte mehr. Als ich ihm nicht mehr genug auszahlte, versuchte er es mit anderen Tricks.“

Sir Robert hielt jäh inne und musterte Peter. Es schien ihm zu Bewußtsein gekommen zu sein, daß er hier intimste Familiengeheimnisse vor einem Außenstehenden breittrat. Peter glaubte schon sicher, er werde jetzt innehalten — aber dann wurde Sir Robert wohl durch seinen eigenen Schwung mit fortgerissen.

„John wurde zum Betrüger“, fuhr er fort und wiederholte es mit Bitterkeit in der Stimme. „Ein Shrewsburn wurde zum Betrüger. Glauben Sie mir, Mr. Dixon — als ich das herausbekam, brach in mir eine Welt zusammen. Die Ideale, die ich ein halbes Jahrhundert lang vertreten hatte, die ich hochgehalten hatte, für die ich gekämpft hatte, schienen mit einem Male fort zu sein. Eine einzige Möglichkeit blieb mir noch, das Beste aus der Situation herauszuholen. Ich versuchte die Angelegenheit zu vertuschen, und es gelang mir auch, aber was blieb, das war das Risiko, John werde weitermachen. John wußte das, und es schien ihm ein sadistisches Vergnügen zu bereiten, mich damit zu quälen. Ich wußte mir nur einen einzigen Ausweg.“ Sir Robert hielt inne und schien nachzudenken. Dann sagte er: „Ich werde Ihnen etwas zeigen.“ Damit verließ er den Raum.

Peter hatte alles mögliche erwartet, nur nicht, daß er einen verbitterten alten Mann

antreffen würde, der offensichtlich sehr zu Recht verbittert war. Er dachte noch einmal an das, was John ihm alles gesagt hatte. ‚Mein Onkel, der große alte Mann, und ich — ein Tunichtgut.‘ Hatte nicht John auch davon gesprochen, daß diese Tatsache noch nicht in die Gesellschaftskreise vorgedrungen wäre, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, den Shrewsburns alles mögliche Schlechte nachzusagen. Damals hatte Peter diesen Satz nicht in seinem vollen Sinn verstanden und ihn für eine leere Floskel gehalten — aber jetzt lag der Fall in einem anderen Licht. Wahrscheinlich meinte John mit diesen Leuten die Polizei oder mindestens alle diejenigen, die ihm Vertrauen schenkten. ‚Alles Schlechte nachsagen!‘ Peter war, als hätte er den Klang dieser Worte noch im Ohr. War das ein versteckter Hinweis darauf, daß John nicht nur ein Tunichtgut, sondern auch ein Betrüger war?

Peter räkelte sich in seinem Ledersessel. Sein Blick fiel auf ein großes Oelgemälde, das in einem mächtigen, kunstvoll geschnittenen Goldrahmen über dem Schreibtisch hing. Es war ein Gruppenbild und zeigte die gesamte Familie Shrewsburn. In der Mitte, mit überlegener Miene, die rechte Hand in Napoleongeste in der Brusttasche, Sir Robert. Neben ihm stand offenbar sein inzwischen verstorbener Bruder, dann Diana, die heute Dunsta-Shrewsburn hieß, und Mary. Und da waren auch die beiden Neffen, etwa im Alter von zehn Jahren. Der etwas größere mußte Milton sein und der mit den blonden Haaren John. Es fiel Peter auf, wie bereits damals ein verkniffener Zug um den Mund Johns lag. Allerdings machte keiner auf dem Bild ein besonders glückliches Gesicht.

Peter vermißte Oswald, den Vetter von Sir Robert. Vielleicht war er damals gerade verreist gewesen, als das Bild gemalt wurde. Hatte nicht Harald davon gesprochen, Oswald sei lange Zeit als Offizier bei der Kolonialtruppe in Indien gewesen?

Peter war dann gerade dabei, die Rücken der in kostbares Leder gebundenen Bücher zu studieren, als Sir Robert wieder eintrat. Er schwenkte mehrere große Bogen in der Hand. ‚Hier sehen Sie die Unterlagen für meine Behauptung‘, rief er schon an der Tür. ‚Da, schauen Sie sich das an.‘ Er reichte Peter einen Scheck. ‚Sehen Sie die Unterschrift?‘

‚Das ist Ihre Unterschrift, Sir!‘ sagte Peter erstaunt.

‚Allerdings, aber verfaßt habe nicht ich sie, sondern mein teurer Neffe John. Und so wie diesen Scheck hat er insgesamt fünfzehn Schecks gefälscht. Der Schwindel kam natürlich bald auf, aber ich verzichtete darauf, Strafanzeige zu erstatten. Statt dessen kam mir ein Gedanke, der sich als gut bewähren sollte.‘

Er reichte Peter einen großen Bogen aus schwerem Leinenpapier. ‚Das ist ein Vertrag‘, sagte er, ‚zwischen mir und meinem Neffen. Und da habe ich ihm genau die Grenze gezogen, die er nicht überschreiten durfte. Sehen Sie Punkt 1!‘

Peter las: ‚Mr. John Shrewsburn verpflichtet sich hiermit, nach einer einmaligen Zahlung von 4 000 Pfund an ihn auf sämtliche Ansprüche gegenüber Sir Robert Shrewsburn zu verzichten.‘

‚Well‘, sagte Peter, ‚das ist . . .‘

‚Lesen Sie den nächsten Punkt‘, drängte Sir Robert. Peter sah wieder auf das Papier.

‚Punkt 2. Mr. John Shrewsburn ist sich klar darüber, daß im Falle einer neuen von ihm begangenen betrügerischen Handlung gegen ihn Strafanzeige erstattet wird, und

zwar nicht nur wegen dieser neuen Handlung, sondern auch wegen aller bisher begangenen kriminellen Delikte, von denen sich Beweismaterial in den Händen von Sir Robert Shrewsburn befindet. Ferner geschieht dies auch dann, wenn der Lebenswandel von Mr. John Shrewsburn dazu Anlaß gibt.“

Peter sah hoch.

„Klingt ziemlich hart.“

„Aber er hat das unterschrieben“, sagte Sir Robert, „denn wenn er es nicht getan hätte, hätte ich ihn angezeigt. So liegt der Fall. John hatte sich wohl mit diesem Vertrag abgefunden in der Hoffnung, ich werde mich schon noch irgendwann einmal mit ihm aussöhnen und ihn doch im Testament bedenken. An dieser Tatsache gibt es für mich keinen Zweifel, denn es ist kein Zufall, daß sich John ausgerechnet jetzt an Sie wandte und von Ihnen verlangte, Sie sollten ihm bei mir die Tür öffnen. Nein, das ist kein Zufall. Wissen Sie, welche Nachricht John vor etwa einer Woche auf Anfrage von meinem Arzt, Dr. Johnson, erhielt?“

„John machte eine Andeutung“, sagte Peter.

„Daß ich nur noch eine begrenzte Zeit zu leben habe. Daraufhin überlegte er sich, wie er doch noch zu seinem Erbe kommen könnte. Auf mein Erbe sind viele Leute scharf.“

„Zweifellos“, sagte Peter, dem gerade sein gestriges Gespräch mit Merton einfiel.

„Allerdings wäre es ihm auch dann nicht geglückt“, sprach Sir Robert weiter, „wenn nicht dieser tragische Unfall mit ihm geschehen wäre.“

Damit hatte der Bankier endlich den Punkt erreicht, auf den Peter schon lange zusteuern wollte. Ohne sich zu besinnen, fragte er:

„Sir Robert! Glauben Sie, daß zwischen dieser familiären Erbschaftsangelegenheit und dem Mord an Ihrem Neffen ein Zusammenhang besteht?“

„Nein“, antwortete der Bankier, „da kann ich keinen Zusammenhang sehen.“

„Können Sie irgendein Motiv für diesen Mord sehen, oder haben Sie sogar schon eine Vorstellung, in welchen Kreisen der Mörder zu suchen ist?“

Sir Robert antwortete nicht unmittelbar. Vielmehr sagte er: „Gestern nachmittag war ein Kommissar Grant von Scotland Yard bei mir und hat mir eine Menge Fragen gestellt. Diese Tatsache können Sie heute bereits in allen Blättern lesen, verbunden mit einer ziemlich lückenlosen Aufzählung all der Untaten, die sich die Shrewsburns im Laufe der letzten dreißig Jahre geleistet haben, denn seltsamerweise steht uns die Presse nicht sehr freundlich gegenüber. Dies ist auch der Grund dafür, daß ich Ihnen gegenüber so offen war. Die Hälfte dessen, was ich Ihnen erzählte, können Sie ohnehin nachher in den Zeitungen wiederfinden. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: Der Kommissar sagte mir, man hätte die ehemalige Zimmerwirtin von John festgenommen, da sie verdächtig sei. Das scheint mir eine nicht aus dem Bereich des Wahrscheinlichen wegzuweisende Möglichkeit.“

Sir Robert sah ihn abwartend an, und Peter spürte, daß die Audienz beendet war.

Der Bankier brachte ihn noch an die Tür des Arbeitszimmers. „Uebrigens“, sagte er noch — und jetzt hatte er wieder sein anfängliches Wohlwollen —, „wenn Sie weiterhin kriminalistisches Interesse an dem Fall haben: Ich kann Ihnen einen Tip geben.“

Peter sah ihn erwartungsvoll an.

„Gehen Sie heute abend um neun Uhr in das Hotel ‚Ambrose‘ in der Cheltenham Road. Es wird sich für Sie lohnen.“

„Inwiefern?“ fragte Peter.

„Sie werden dort ein paar Leute treffen, denen der Tod meines Neffen ebenfalls durchaus nicht gleichgültig ist. Und wenn Sie geschickt sind, schnappen Sie vielleicht etwas auf.“

„Was für Leute sind das?“ drängte Peter in ihn.

Sir Robert gab ihm die Hand.

„Ich bin nur ein alter Mann“, sagte er, „und die einzige Aufgabe, die mir in dieser Welt noch geblieben ist, ist die, mein gesamtes Vermögen richtig an meine Verwandten aufzuteilen. Zum Detektiv taue ich nicht.“ Er hatte wieder sein warmes Lächeln von vorhin. „Es war nett, Sie hierzuhaben, Mr. Dixon.“

„Ganz meinerseits“, murmelte Peter.

Draußen auf der Straße knurrte er vor sich hin:

„Der Teufel hole all diese Geheimniskrämer. Aber wie ich mich kenne, werde ich trotzdem heute abend um neun Uhr im ‚Ambrose‘ sein.“

Als Peter heimkam, wartete Mrs. Fuller bereits auf ihn, denn mit der Morgenpost war ein Brief gekommen, auf dessen Umschlag das Siegel der Polizei aufgedruckt war. Mrs. Fuller übergab ihm den Brief mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht, die darauf schließen ließ, daß sie es als etwas ganz Besonderes ansah, einen Brief von der Polizei abgeben zu können.

Es war eine Vorladung von Grant.

So kam es, daß sich Peter nach dem Essen wieder auf den Weg machte und — immer noch im dunklen Anzug — mit der U-Bahn in die City fuhr. Unterwegs hatte er Muße, die neuesten Zeitungsberichte zu studieren.

Der Mord an Shrewsburn hatte doch mehr Staub aufgewirbelt, als es normalerweise bei einem Mord in der Acht-Millionen-Stadt der Fall war. Eine Zeitung brachte ein angebliches Interview mit ihm, das überhaupt nicht stattgefunden hatte — jedenfalls konnte er sich an nichts Derartiges erinnern.

Grant erwartete ihn in seinem Dienstzimmer. Er kam ihm entgegen und entschuldigte sich sofort für die Vorladung. „Aber was soll ich tun“, setzte er hinzu, „die Bürokratie verlangt ihr Recht.“

„Selbstverständlich“, sagte Peter, „das sehe ich ein.“

„Um Ihnen jedoch nicht allzuviel Mühe zu machen“, fuhr der Kommissar fort, „habe ich bereits Ihre Aussage schriftlich niederlegen lassen. Sie brauchen sie sich nur durchzulesen und zu unterschreiben, wenn alles stimmt.“ Er drückte auf einen Klingelknopf, der an seinem Schreibtisch angebracht war. „Tom“, sagte er zu dem eintretenden jungen Beamten, „bringen Sie mir das Protokoll für Mr. Dixon.“

Wenig später hielt Peter seine mit der Schreibmaschine getippte Aussage in Händen. Er las sie durch und nickte dann: „Stimmt alles, Mr. Grant. Wo soll ich unterschreiben?“

„Hier!“ Der Kommissar zeigte es ihm und wartete dann. „Haben Sie übrigens schon die Zeitungen gelesen?“ fragte er schließlich und nahm die Blätter wieder an sich.

„Ja, natürlich.“